

MICHAEL WENDLER

DIE FAUST DES SCHLAGERS

riva

© des Titels »Die Faust des Schlagers« (ISBN 978-3-86883-065-1)
2010 by riva Verlag, FinanzBuch Verlag GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

KAPITEL 1

Hier ist der Wendler!

Ich durchschneide den dunkelblauen dünnen Vorhang und tauche ein. In meine Welt.

Ich höre Klatschen, Wummern, Rufen und Kreischen. Mein Herzschlag passt sich dem Rhythmus an. Der Bühnenboden aus Holzbohlen vibriert unter mir, das Klatschen und Kreischen wird energischer. Die Gesichter vor mir und zu meinen Füßen sind glänzend nass und glücklich. Es geht los. Der Wendler ist da.

»Bin ich allein?«, rufe ich in die vom Maschinennebel getrübte Luft. Alle schreien: »NEIN!« Das beruhigt. Die Boxen wummern von links und von rechts, vor und hinter mir, ich brauche immer den vollen Sound, um darin zu baden. Meine Füße zittern, wenn ich ein paar Sekunden ruhig stehe. Aber ruhig stehen, das tut hier keiner.

»Sie freut sich schon so auf ihn, sie macht sich nur für ihn schön ...«, singe ich in die Bässe hinein, die ersten Zeilen von *Sie liebt den DJ*. Ich beginne mein Konzert wie so oft mit der Wendlerhymne, dem Lied, das aus dem Aschenputtel den Prinzen formte. Vor mir schwenkt ein Meer aus Händen von links nach rechts. Dort, wo Platz ist, wird Discofox getanzt. Viele Fans sind weiblich. Aber nicht alle. Deshalb lobe ich die Jungs: »Danke fürs Kommen!«, rufe ich ihnen zu. »Ich weiß ja, wie's immer ist: Die Mädels wollen tanzen gehen und wir wollen eigentlich nur Fußball gucken.«

Dann kommt *Nina*: kein Song, sondern eine akustische Ikone, die für mich steht. »Ja Mädels, wo seid ihr denn?«, frage ich. Wie eine Welle gehen Arme in die Höhe und schwenken von links nach rechts. »Soll sich der Wendler nackig machen?«, setze ich noch eins drauf. Statt einer Antwort landet Unterwäsche auf der Bühne.

Wenn der Wendler auftritt, herrscht an den Bierthecken im Saal Flaute, denn jeder tanzt. Bei der zweiten Strophe fliegen Blumen, Plüschtiere und Kleingeld. Im Publikum sind viele Frauen, fast drei Viertel der Anwesenden. Und alle singen mit. Jeden Song, jede Strophe, jedes Wort. Viele Fans kenne ich, weil sie immer wieder kommen, weil sie immer da sind, wenn der Wendler auftritt. Sie sind zwischen 18 und 81 und kopieren meine Bewegungen. Das hier ist kein Konzert. Es ist ein Ritual, ein Gottesdienst: Der Wendler ist da.

Noch vor wenigen Minuten tigerte ich mit gesenktem Kopf und vollkommen in mich versunken hinter dem Vorhang hin und her, das Mikro in der Hand, die Angst im Nacken. Es darf nichts schiefgehen. Ob die da draußen mich akzeptieren? Oder ob sie mich von der Bühne brüllen? Aber ich will mich nicht verstecken, ängstigen, wegducken müssen. Ich bin der Wendler. Der Star zum Anfassen. Ich bin der Wendler.

Kurz vor dem Auftritt, in der Künstlergarderobe, herrscht Ruhe. Ich habe meinen Alukoffer dabei, drin sind Autogrammkarten, CDs, Vordrucke für die Playlist. Die fülle ich immer erst kurz vor dem Konzert aus. Denn erst nach einem Blick auf das Publikum – auch wenn es nur drei Sekunden sind – weiß ich, in welcher Reihenfolge das Playback von den mitgebrachten Discs abgespielt wird. Die Nervennahrung: ein Red Bull und eine Ritter Sport Mini. Meinen Bodyguard Gregory schicke ich hinaus, er soll sich den Weg zur

Bühne ansehen. Im silbernen Aluköfferchen ist auch ein Etui mit D&G-Aufdruck. Da ist die Kette drin, das berühmte Kreuz, ohne das der Wendler so nackt wäre wie mit kahl rasierter Brust.

Getroffen haben wir uns zwei Stunden vorher in der Wendler-Villa, Dinslaken-Hiesfeld. Auch das ist ein Ritual. Lange vor den anderen ist der Tontechniker da. Und er ist auch gleich wieder weg, um mit dem Technikram im Kleintransporter schon mal vorzufahren. Auch da gibt's gerade Ärger. Der Transporter ist zugemüllt und keiner will's gewesen sein. Vier Tontechniker arbeiten für mich. Coladosen, Taschentücher, Currywurstschalen – alles verrottet seit Wochen im Auto. Ich hasse Schlamperei, ich hasse Unprofessionalität. So was geht einfach nicht. Und wieder rumort in mir die Gewissheit, dass ich eben doch alles selber machen muss.

Zu den Auftritten komme ich grundsätzlich zu spät, weil ich immer am liebsten im Bett liegen bleiben würde. Aber jedes Mal geht es gerade noch gut. Eine Stunde vor Abfahrt setzt die Unruhe ein. Ich packe meinen Kleidersack, denn zu jedem Auftritt nehme ich zwei identische Outfits mit. Jeans, weißes Hemd, Lederjacke – das ist der Wendler. Heute führe ich den Anwesenden – das sind mein Manager Markus Krampe, mein Bodyguard Gregory, meine Frau Claudia und meine Tochter Adeline – ein Testgewand vor. Für mein neues Lied *Piloten wie wir* habe ich mir eine weiße Pilotenjacke und die dazu passende Mütze gekauft. Der Familienrat lehnt die Kostümierung ab: Sieht aus wie *Traumschiff*.

Dann geht es los. Ich steige in meine Limo. Deutschland wartet auf mich in Festzelten, Diskotheken und großen Hallen. Zu allen Konzerten fahre ich mit meinem schwarzen Benz. Schwarz ist ganz wichtig, denn ich stehe auf schwarze Autos. Aber alles über zweieinhalb Stunden Autofahrt ist eine Tortur für mich. Wir bie-

gen auf die Autobahn, per Telefon lässt sich Markus den Weg zur Halle durchgeben. Nach 20 Minuten sind wir da und halten am Künstlereingang. Fans stehen auch schon da. Das tun sie immer. Egal wie versteckt der Eingang ist. Ich gebe Autogramme, lasse Fotos machen und antworte den Menschen. Sie sind meinetwegen hier. Das kann ich nicht hoch genug schätzen. Dann geht's rein in die Halle, die Treppe hoch und durchschleusen lassen bis zur Garderobe. Noch eine halbe Stunde bis zum Auftritt. Autogramme. Playlist. Red Bull. Umziehen. Konzentrieren. Durchatmen.

Dann bringt mich Gregory durch den Gang zur Bühne. Ich höre und spüre die Menschen draußen nur ganz entfernt. Ich bin hoch konzentriert. Ich tigere hinter der Bühne hin und her. Der Moderator ruft euphorisch: »Hier ist Michael!«, und aus tausenden Kehlen dröhnt es zurück: »WENDLER!« Ich springe durch den Vorhang. Die Bässe wummern.

Eingetaucht.

Hier bin ich. Hier ist der Wendler!

KAPITEL 2

ICH BIN DER WENDLER!

Ich bin als Michael Skowronek in Dinslaken geboren, am 22. Juni 1972. Und ich hatte immer das Gefühl, im Krankenhaus vertauscht worden zu sein. Mein Geburtsname passt einfach nicht zu mir. Ich wohne auch heute noch in Dinslaken. In Sichtweite der Kirche, in der ich getauft wurde.

Wenn ich alte Fotos durchsehe, dann gibt es ein immer wiederkehrendes Motiv: Ich im Kinderwagen, dahinter ein Möbelwagen und rundherum die hellbraunen Umzugskartons. Oder ich in einer halb leeren Wohnung, beim Einräumen oder Ausräumen. An die fünf Umzüge hatte ich schon hinter mir, bevor ich 5 Jahre alt war. Meistens aber nur innerhalb von Dinslaken, von Nord nach Süd, von der Innenstadt in die Vororte und wieder zurück. Aber auch immer mal wieder in den benachbarten Stahlmoloeh Duisburg. Eines ist mir seither in Erinnerung geblieben: Das ungemütliche Gefühl der Unsicherheit. Das muss der Wendler nicht mehr haben und auch seine Familie nicht, deshalb bleiben wir, wo wir sind. In Dinslaken.

Denn es war ja kaum möglich, Freundschaften oder Beziehungen aufzubauen, wenn man ständig wieder herausgerissen wurde. Einzig meine drei Jahre ältere Schwester Bettina blieb mir immer erhalten und so entwickelte ich zu ihr eine besonders liebevolle Beziehung, wie sie zwischen Bruder und Schwester in diesem Alter wohl eher ungewöhnlich ist.

Diese Unstetigkeit in der Wohnortfrage habe ich meinem Vater zu verdanken, der seine Heimat immer im Herzen hatte und unbewusst dahin zurückwollte. Manfred Skowronek entstammt einer Duisburger Arbeiterfamilie, wie sie im Bergbau-Museum ausgestellt werden könnte. Einfache Menschen, erdig und kernig und immer mit dem inneren Drang, durch harte Arbeit nach oben klettern zu wollen, und sich die Hoffnung erhaltend, dass materieller Erfolg alles ist im Leben und glücklich macht.

So ging mein Vater, gleich nachdem er die Schule abgeschlossen hatte, zu Thyssen, diesem krakenartig ausgebreiteten Stahlgiganten in Duisburg, der mit seinen grauen Industriebauten, den Schornsteinen, die jeden Tag die Sonne vernebelten, und der brutal anstrengenden Arbeit an den Hochöfen auch der Inbegriff des Wirtschaftswunders war. Wie Duisburg ja überhaupt in seiner Graueit den Ruhrpott und seine ganze Tristesse abbildete. Manfred Skowronek machte keine Ausbildung, was Anfang der Sechzigerjahre auch nicht schlimm war, denn Arbeitslosigkeit war kein Thema. Es wurde gebraucht, wer anpacken konnte. Er arbeitete als Elektromonteur. Aber weil die Ausbildung fehlte, konnte er nie richtig aufsteigen. Alles, was ihm blieb, war, seinen Status durch Geldverdienen, so viel wie eben möglich, anzuheben. Er war fleißig, er buckelte, aber dabei blieben die menschlichen Werte auf der Strecke. So wurde mein Vater ein Einzelkämpfer, der sich keine Fehler erlauben oder gar eingestehen konnte. Ein Mann, der keine Schwächen haben wollte, aber dadurch natürlich umso schwächer wirkte und erst recht Fehler machte. Die gestand er sich aber nicht ein, sondern trat nach unten und ließ noch Schwächere darunter leiden.

Im Zweifel war das immer die Familie. Wir, Bettina und ich, die Kinder, die natürlich zu ihrem Vater aufschauten, zu ihm auf-

schauen wollten, suchten das Vorbild und hofften, es zu finden. Vergeblich, wie ich heute weiß. Am meisten aber litt meine Mutter Christine. Sie kommt vom Land, von einem Bauernhof in der Nähe von Münster und war ein uneheliches Kind. Man kann sich nicht vorstellen, was das 1947 noch bedeutete. Von Anfang an war sie der Bastard, das ungewollte Kind der Sünde, und so wuchs sie auch auf. Liebe und Zuneigung bekam sie nur von ihrer Urgroßmutter. Klar, dass sie es bei dieser Sozialisation schwer hatte, uns Kindern die Vorstellung von einer heilen Welt zu vermitteln.

Mir erschien sie in unserer Kindheit wie eine einsame Kämpferin. Irgendwie unnahbar. Man konnte sie schwer durchschauen, kaum ahnen, was sie gerade dachte oder empfand. Da ich ja auch noch nicht wusste, was sie selbst durchgemacht hatte und auch immer wieder aufs Neue durchmachte, verstörte mich ihre Kälte und ihre Zurückweisung. Die zudem immer mit Herzlichkeit abwechselte, was mich noch mehr verstörte.

Sie war meinem Vater fast schon hörig, wagte es nicht, zu widersprechen. An ein Ereignis erinnere ich mich komischerweise noch heute sehr plastisch. Es muss passiert sein, als ich etwa vier Jahre alt war. Jedenfalls war ich noch im Kindergarten, meine Schwester schon in der Schule. Jeden Morgen brachte uns meine Mutter mit dem Fahrrad dorthin. Und holte mich auch wieder ab. Ich stand täglich am Tor und wartete, bis sie um die Ecke bog. Eines Tages kam sie nicht. Ich stand da und wartete, die anderen Kinder wurden abgeholt, bis ich schließlich alleine als Letzter noch da war. Die Kindergärtnerin wurde immer ungemütlicher. Sie musste warten, nur allein wegen mir verzögerte sich ihr Feierabend. Und als ich da stand, da kam es zum ersten Mal. Das schlechte Gefühl in Bezug auf meine Eltern. Das Gefühl, selbst verantwortlich zu

sein für ihr Fehlverhalten, das schlechte Gewissen. Immer wieder wurde ich von der Kindergärtnerin gefragt, wo denn meine Mutter blieb, was ich als vierjähriger Knirps natürlich nicht beantworten konnte. Nach fast einer Stunde kam sie dann angeradelt und tat, als ob nichts sei. Aber ich merkte nicht nur in dieser Situation deutlich, dass etwas mit unserer Familie nicht stimmte. Schon damals hatte ich das dumpfe Gefühl, ich sei nach der Geburt im Krankenhaus vertauscht worden. Diese Menschen da konnten nichts mit mir zu tun haben.

So blieb mir und meiner Schwester nur das Zusammenhalten, um nicht unterzugehen. Und wir hielten zusammen. Bis in die Pubertät war sie es als die Ältere, die mich gegen Grobheiten und Lästereien anderer Kinder, aber auch gegen meinen Vater verteidigte. Oder sie nahm mich auch mal in den Arm, und dann saßen wir da in der Dunkelheit und schwiegen. Als ich 13 oder 14 war, übernahm ich mehr und mehr den Part der Konfrontation. Erst jetzt habe ich gespürt, wie verzweifelt sie oft auch in den immerwährenden Auseinandersetzungen mit unserem Vater war. Und jetzt konnte ich ihr etwas zurückgeben und sie vor meinem Vater in Schutz nehmen.

DOPPELHAUSHÄLFTE

Als meine Schwester eingeschult wurde, begann eine ruhigere Zeit in unserem Leben. Denn nun war es mit den Umzügen erst mal vorbei. Mein Vater kaufte eine Doppelhaushälfte an der Bergerstraße in Dinslaken und dort lebten wir satte neun Jahre. Der Hauskauf war sicherlich eine der wenigen positiven Taten meines Vaters.